

LISA UNGER

**DIE ROTE  
JÄGERIN**

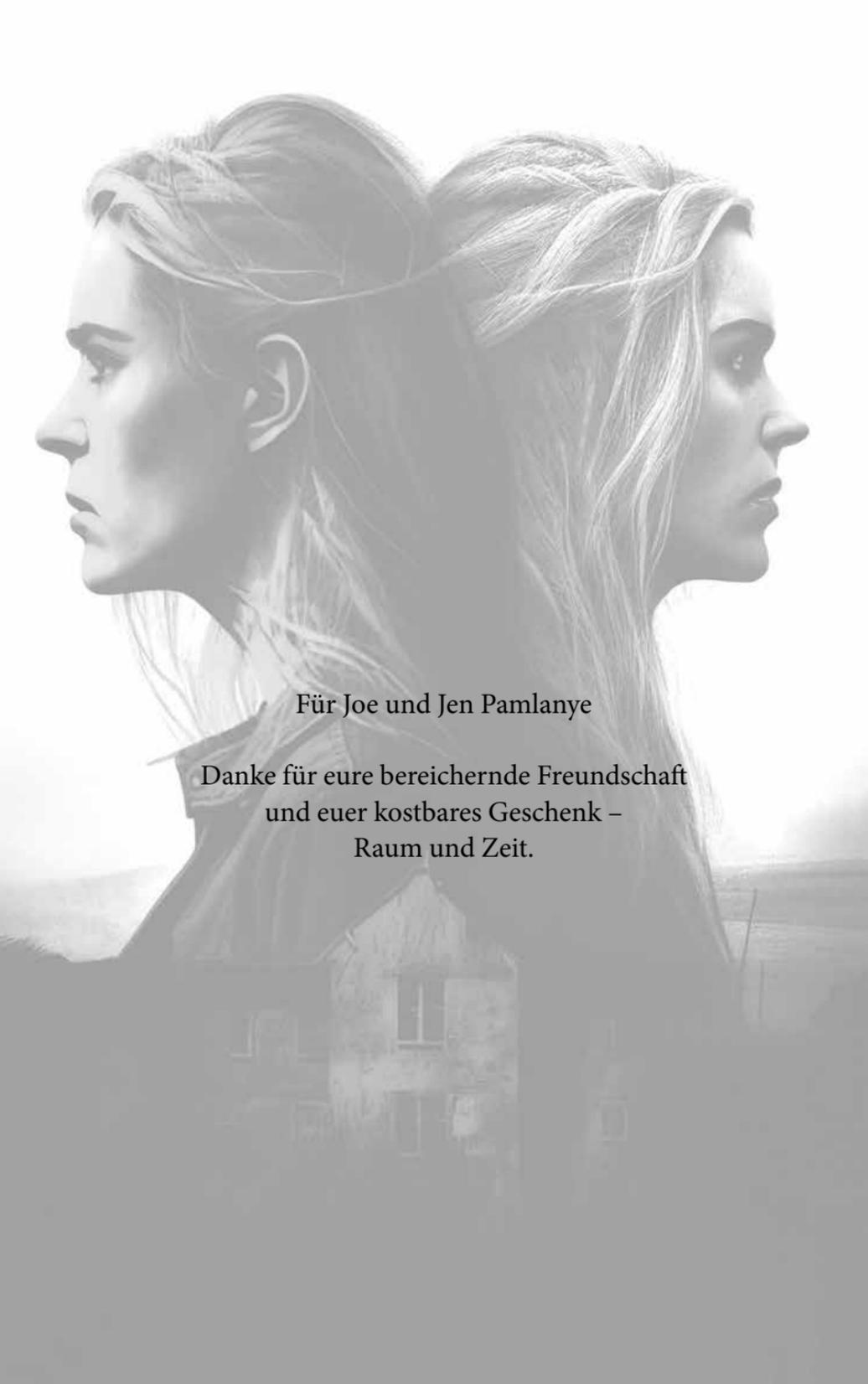
Aus dem Amerikanischen von Wulf Bergner

**FESTA**

Die amerikanische Originalausgabe *Red Hunter*  
erschien 2017 im Verlag Gallery Books.  
Copyright © 2017 by Lisa Unger

1. Auflage Mai 2023  
Copyright © dieser Ausgabe 2023 by Festa Verlag GmbH, Leipzig  
Veröffentlicht mit Erlaubnis von Gallery Books,  
a Division of Simon & Schuster, Inc.  
Titelbild: Festa Verlag GmbH  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-062-5  
eBook 978-3-98676-063-2



Für Joe und Jen Pamlanye

Danke für eure bereichernde Freundschaft  
und euer kostbares Geschenk –  
Raum und Zeit.

## Heute

Nichts an mir würde Ihnen jemals auffallen. Ich bin weder besonders schlank noch übergewichtig. Mein Gesicht gehört nicht zu denen, an die Sie sich erinnern. Mit dunklen Augen und blassem Teint, strohblondem Haar und vollen Wangen, die gerade mal rosig genug sind, um Sie nicht vermuten zu lassen, ich sei krank, verschwinde ich in dem Meer aus anderen unscheinbaren Gesichtern, die Sie im Lauf eines Tages vor oder nach mir gesehen haben. Auch an meiner Kleidung wird Ihnen nichts auffallen. Keine Marken, die Neid erwecken könnten, nichts Verräterisches, keine Flecken, aber eben verknittert oder abgetragen genug, damit Sie mich als eine junge Frau abhaken, die zwar nicht viel Geld hat, aber nicht arm genug ist, um bedürftig zu sein. Trage ich eine Uniform, existiere ich nicht einmal. Ich bin die Kassiererin im Supermarkt oder das Zimmermädchen, das Ihr Hotelzimmer putzt, das Girl am Kundentelefon oder die junge Lady an der Information. Nein, würden Sie später sagen, an ihren Namen oder ihr Aussehen kann ich mich nicht erinnern, eigentlich nicht. Tatsächlich sehen Sie mich nicht, Ihr Blick geht über mich hinweg, ohne haltzumachen. Aber ich sehe Sie.

Heute bemühe ich mich, keine Energie von Aufregung zu verströmen. Wie ich gelernt habe, benutze ich meine

Atmung, um den Adrenalinpuls zu kontrollieren. Ich lasse meinen Kopf gesenkt und schlendere dahin, während ich ihm folge. Er bewegt sich langsam, zögerlich, stützt sich schwer auf seinen Krückstock, macht an Bordsteinen lange halt, wagt dann vorsichtig den Schritt nach unten. Manchmal muss ich langsamer gehen oder ganz stehen bleiben und mir Kleidung, die ich nie kaufen würde, in Schaufenstern ansehen, die mein Spiegelbild zurückwerfen: eine schmale, unbewegliche Gestalt inmitten von Großstädtern, die in ihrer fiebrigen Existenz gefangen vorbeihasten.

Meine Hände sind klein und weich, aber weit stärker, als Sie vermuten würden. Im Training schlagen wir mit Handflächen und Fingerknöcheln auf Hohlblocksteine. Dabei entstehen Haarrisse in den Knochen. Heilen sie dann ab, ist der Knochen stärker als zuvor. Ich kann mit der Handkante ein fünf mal zehn Zentimeter starkes Kantholz durchschlagen. Trotzdem sind meine Hände nicht schwielig wie die eines Faustkämpfers, sondern glatt wie Kiesel am Strand. Weil ich nicht groß bin, muss ich schnell sein. Weil ich nicht groß bin, muss ich den Nahkampf suchen, geschickt Ellbogen und Knie einsetzen, mit Handkantenschlägen Nieren und Geschlechtsteile oder die verwundbare Halsschlagader treffen. Auch die Augen sind gute Ziele. Fängt man's richtig an, können die Augen einen Kampf beenden.

Ein Kampf, wenn er sich nicht vermeiden lässt, ist ein Tanz. Man kann sich darauf vorbereiten, aber keine Strategie festlegen. Man ist mit seinem Gegner zusammengepannt: Seine Bewegungen diktieren deine, seine Schwächen sind deine Stärken, seine Fehler sind deine

Chancen. Du musst präsent und fokussiert sein, vor allem aber musst du atmen. Keine Panik, keine Wut. Nur das Atmen.

Seine rechte Hand umklammert den Krückstock. In der linken trägt er eine wiederverwendbare grüne Tragetasche aus Kunststoff. Heute ist Mittwoch, der Tag, an dem er auf den Farmers' Market geht, wo er Beerenobst, Brot, Honig, Grünkohl, Karotten und eine Schale Hummus kauft. Die Verkäufer kennen ihn, aber er wird selten mit einem Lächeln begrüßt. Er ist mürrisch, unfreundlich und noch mehr. Vielleicht können andere riechen, was ich als Tatsache über ihn weiß. Sie entdecken den Geruch, können ihn aber nicht einordnen. Sie weichen kaum merklich vor ihm zurück, wollen ihre Hände rasch wegziehen, wenn sie ihm seine Einkäufe oder das Wechselgeld geben. Nur die alte Frau am Hummus-Stand mustert ihn erkennbar finster. Den nahen Tod erkennt man nur, wenn man ihn schon einmal gesehen hat. Die Fäulnis in seinem Inneren dringt durch die Poren nach draußen, starrt einen aus den Abgründen seiner Augen an. Wer für solche Dinge empfänglich ist, auch wenn er sie vielleicht nicht benennen kann, fühlt sich abgestoßen.

Er überquert die Straße. Sobald er drüben ankommt, folge ich ihm rasch, kurz bevor die Fußgängerampel umspringt. Er trägt ein ausgefranstes Tweed-Sakko, einen schlammfarbenen weichen Filzhut, eine Kakihose und braune Halbschuhe. Obwohl er anständig gekleidet ist, beachtet ihn niemand. Niemand sieht die Alten, die Schwachen, die Gebrechlichen – sie sind unsichtbar wie ich. Niemand achtet auf ihn, als er vom Broadway auf die 26th Street abbiegt. Dann steht er vor der Metalltür,

steckt eine Hand durch die Schlaufen der Tragetüte und angelt seinen Schlüssel aus der Tasche. Mit dem Schlüssel im Schloss und auf seinen Stock gestützt kämpft er damit, die Tür aufzustoßen. In diesem Augenblick ist er verwundbar.

»Kann ich Ihnen dabei helfen, Sir?«, frage ich, als ich von hinten an ihn herantrete und die Haustür über seine Schulter hinweg mühelos aufstoße.

»Brauch keine Hilfe«, knurrt er, ohne mich auch nur anzusehen. Ich tänzele an ihm vorbei und betrete den kleinen Eingangsbereich vor ihm. Dort gibt es eine weitere Tür. Ich muss ihn dazu bringen, mir den Schlüssel zu geben.

»Oh, das macht keine Mühe«, sage ich fröhlich. »Ich bin Eve. Aus dem zweiten Stock.«

Ich bin nicht Eve. Ich wohne nicht im zweiten Stock. Ich nehme ihm die Tragetasche aus der Hand.

»Geben Sie die wieder her«, verlangt er. Dabei trifft etwas Speichel meine Wange. Ich wische ihn ab. »Lassen Sie mich in Ruhe.«

»Geben Sie mir den Schlüssel«, sage ich. »Ich sperre Ihnen auf.«

Er gibt ihn nicht her, also strecke ich eine Hand aus und nehme ihn mir. Sein Griff ist schwach und unsicher, und sein Gesicht rötet sich vor Wut, vom Bewusstsein zittriger Machtlosigkeit. Ich habe ihn als starken Mann in Erinnerung, mit stählernem Griff und grausamem Lächeln, ausdruckslosen Augen – mehr habe ich nie von ihm gesehen. Und dieser Moment im Vorraum lässt mich kurz stocken, weil Vergangenheit und Gegenwart stotternd aus dem Gleichtakt gekommen sind. *Er ist nur ein alter Mann.*

*Hilflos. Schwach.* Dann erinnere ich mich an das weiche Fleisch meines Arms im schraubstockartigen Griff seiner harten Finger. Ich erinnere mich daran, wie meine Mutter meinen Namen kreischte – mit vor Entsetzen schwankender Stimme, die ich nie zuvor gehört hatte und mein Leben lang nicht mehr vergessen werde. Ich erinnere mich an ihn. Aber er erinnert sich nicht an mich. Einst hatte ich Angst vor ihm. Tatsächlich war er mein schlimmster Albtraum. Heute ist alles fast zu einfach.

Ich stecke den Schlüssel ins Schloss und stoße die innere Tür auf. In diesem Augenblick spüre ich erneut Zweifel, die mich auszuhöhlen scheinen. *Dies ist unrecht. Ein Teil von dir weiß das.*

»Nummer 103, nicht wahr?«

Jetzt starrt er mich an. Sein Kopf zittert leicht, fast als wollte er ihn schütteln. Seine Augen sind wässrig braun, noch immer ausdruckslos, aber schwach, nicht stark und kalt, wie ich sie in Erinnerung hatte. Sein Körper hat ihn im Stich gelassen. Jahre im Gefängnis, ein hartes Leben und Krankheiten haben ihn schrecklich altern lassen. Es gibt Männer in seinem Alter, die fit und robust aussehen. Nicht er.

Er hat nicht mehr lange zu leben, und sein Dasein ist trostlos und einsam. Ich könnte ihn einfach unbehelligt lassen. Diese Möglichkeit existiert als flackernder Lichtschimmer am äußersten Rand meines Bewusstseins. Ich könnte einen anderen Weg einschlagen.

Aber ... Er hat es nicht verdient, frische Beeren zu essen und den Morgen vor dem Fernseher zu verbringen, nicht wahr? Er hat keinen Anspruch darauf, später in den Park zu gehen und sein altes Brot an die Tauben zu

verfüttern. Er hat diese einfachen menschlichen Freuden im letzten Lebensabschnitt nicht verdient.

*Du hast nicht zu bestimmen, wer was verdient.*

Oh, das habe ich sehr wohl.

Ich sperre die Wohnungstür auf und gehe hinein. Drinnen ist es dunkel und kahl, nur ein alter Fernsehsessel und ein Fernseher auf einem Metallfuß. In einer Ecke ein ordentlich gemachtes Bett. Das gerahmte Foto einer Frau, ein Taschenbuch und ein Glas Wasser auf einem wackeligen Beistelltisch. Und ausgerechnet eine Bibel, die auf der Arbeitsfläche der Küchenzeile aufgeschlagen neben dem Telefon liegt.

»Haben Sie Jesus gefunden?«, frage ich ihn. »Sind Sie gerettet?«

»Verschwinden Sie«, sagt er, reißt mir seine Einkäufe aus der Hand und drängt sich an mir vorbei. »Los jetzt! Sie sollen verschwinden.«

Ich schließe die Tür. Er dreht sich um und mustert mich mit diesen Augen.

Da ist *es* wieder.

Das Ungeheuer, an das ich mich erinnere.

»Wer sind Sie?«, fragt er.

»Erkennst du mich nicht?«, frage ich lächelnd. Seither sind viele Jahre vergangen; zwischen damals und heute hat sich viel ereignet. Tatsächlich ein ganzes Leben.

Aber er erkennt mich. Das tut er. Ich sehe es ihm an, als er vor mir zurückzuweichen beginnt.

»Du.«

»Ganz recht«, sage ich. »Ich.«

Er stolpert weiter rückwärts, während ich die Tür absperre und die Sicherungskette einhake. Er lässt sich

schwer in den alten Fernsehsessel fallen. Das Pfeifen seiner angestrengt keuchenden Atmung füllt den Raum. Er hat Lungenkrebs, das weiß ich.

»Wo ist sie?«, frage ich.

»Wer?«, fragt er. Aber sein rascher Blick zum Bett hinüber verrät ihn. Ich greife unter die Matratze und hole die Pistole hervor, die er irgendwo versteckt haben musste. Ich lege sie weit außerhalb seiner Reichweite auf die Arbeitsplatte.

Ich habe selbst etwas mitgebracht. Ich hole es aus meiner Tasche und halte es hoch, damit er es sehen kann. Ich frage mich, ob er es wiedererkennt. Er hat mich einmal damit verletzt. Die Narben trage ich noch heute. Äußerlich und innerlich. Eine einzelne Träne läuft ihm über die Wange. Seine Lippen bewegen sich flüsternd. Ich brauche eine Sekunde, um zu erkennen, dass er betet.

*Ist es dies, was du sein willst?*

Das ist die Stimme meines Onkels, der kein Onkel, sondern irgendwie mehr wie ein Vater ist, weil er mich aufnahm, mich liebte, mich alles lehrte, was ich weiß.

Ich trete einen Schritt auf den Alten zu. Von nebenan dringen leise Musikketzen herüber. Es gibt Dinge, die ich sagen müsste, Fragen, die ich stellen wollte, aber sie verlieren sich in dem roten Nebel, der meine Gedanken überlagert.

*Ja, das will ich,* antworte ich der Stimme in meinem Kopf. *Genau das will ich sein.*



TEIL 1

**ZWEI GRÄBER**

# 1

Raven wirkte reumütig, aber Claudia wusste, dass dieser Eindruck trog. Das Mädchen hielt den Kopf gesenkt, sodass Massen ihres blauschwarzen Haars, dicht und unglaublich glänzend, herabfielen und ihr Gesicht verdeckten. Es war Oktober, eine Woche vor Halloween, und dies war seit Schulanfang Claudias *zweiter* Besuch im Büro des Rektors. Beim ersten war es um Noten gegangen. Raven hatte bereits Mühe mitzukommen. *Ihre Testergebnisse zeigen, dass sie mehr könnte*, hatte der verzweifelte Mathelehrer gesagt. *Aber sie ist oft nicht richtig da. Passt einfach nicht auf. Lässt in Tests Aufgaben aus. Mrs. Bishop, sie versucht's nicht mal.*

Claudia konnte ihn bereits auf Rektor Blakes Gesicht sehen. Den Gesichtsausdruck besorgter Menschen, freundlicher Menschen, wenn sie sich zu fragen begannen, ob mit Raven irgendwas nicht stimmte.

»Es ist immer schwierig, an eine neue Schule zu kommen«, sagte Rektor Blake. »Aber hier in der Lost Valley Central haben wir eine Null-Toleranz-Politik in Bezug auf körperliche Gewalt.«

Körperliche Gewalt? Das war neu. Claudia wusste noch immer nicht genau, was Raven angestellt hatte. Sie war nach Rektor Blakes Anruf eilig hergekommen. Der

ergrauende farblose Mann mit sanfter Stimme hatte sie mit verständnisvollem Lächeln in seinem Büro begrüßt. *Wir hatten ein Problem in der Cafeteria. Eine Schülerin ist heimgefahren.*

»Ach, wirklich?«, fragte Raven. »Also ist's okay, wenn sie mich beleidigt, und ich muss dasitzen und mir alles gefallen lassen?«

»Schluss jetzt, Raven«, sagte Claudia. Sie fragte sich, ob sie auf ihre Tochter so erschöpft wirkte, wie sie sich fühlte. Ravens Fähigkeit, sich über etwas zu empören, war fast unbegrenzt.

»Es gibt andere Möglichkeiten, deine Probleme zu lösen, ohne jemandem ein Essenstablett auf den Schoß zu kippen«, sagte der Rektor freundlich. »Was genau hat sie zu dir gesagt? Was hat dich so wütend gemacht?«

Raven schüttelte den Kopf. »Das ist unwichtig.«

Der Rektor antwortete mit einem raschen Nicken, als verstünde er, als wüsste er, wie grausam Kinder sein und dass Worte wie Schläge schmerzen konnten.

»Mir ist bewusst, dass Mobbing nicht nur körperlich, sondern auch emotional und verbal stattfinden kann. Und Clara Parker ist kein Unschuldslamm; sie hat schon mehr als einmal hier gesessen. Trotzdem kann's nicht toleriert werden, wenn wir diese Linie ins Körperliche übertreten.«

*O Gott*, dachte Claudia. Sie wird vom Unterricht ausgeschlossen ... fliegt von der Schule. Sie konnte fast hören, wie ihre Schwester Martha krächte: *Ich hab dir gesagt, dass ein Schulwechsel nicht die Lösung ist. Du kannst nicht einfach immer davonlaufen.*

»Ich brauche ein klareres Bild von dem, was passiert

ist«, sagte Claudia. Sie sah zu Raven hinüber, die den Kopf abgewandt hatte.

»Clara und eine Freundin haben Raven offenbar unfreundlich angegangen. Was dabei gesagt wurde, weiß ich nicht, weil Raven sowie Clara und deren Freundin Beth sich darüber ausschweigen. Aber als Reaktion darauf hat Raven ein vor ihnen auf dem Tisch stehendes Tablett umgekippt, sodass beide Mädchen voller Essen waren.«

Claudia war versucht zu lächeln, beherrschte sich aber noch rechtzeitig.

»Es war ein Versehen«, sagte Raven wenig überzeugend. »Ich hab's vom Tisch genommen, um wegzugehen und anderswo aufzuessen.«

»Heute hat's Spaghetti mit Fleischklößchen gegeben, deshalb war das eine schöne Bescherung.«

»Dann hat sie also niemanden *geschlagen*«, sagte Claudia. Sie wollte nicht zu den Eltern gehören, die ihre widerlichen, unartigen Bälger jederzeit mit vollem Einsatz verteidigten. Aber es war ihr wichtig, genau zu erfahren, was sich abgespielt hatte.

»Ich habe niemanden geschlagen«, sagte Raven. »Es war ein Versehen. Clara ist heimgefahren, weil ihr *Outfit* ruiniert war, aber nicht weil ich ihr wehgetan habe.«

Rektor Blake nickte zurückhaltend, legte dabei den Kopf etwas schief und kniff die Augen leicht zusammen. »Andere Schülerinnen in der Umgebung der Mädchen haben gesagt, es habe so *ausgesehen*, als hätte Raven ihr Tablett Clara absichtlich auf den Schoß gekippt.«

»Klar doch«, sagte Raven und setzte sich etwas auf. »Alle ihre Freundinnen, die zuvor gelacht haben, als sie mich beleidigt hat.«

Claudia kämpfte gegen plötzlich in ihr aufsteigenden Zorn, eine Woge jähher Fürsorglichkeit für Raven an. »Im Prinzip hat sich also Folgendes ereignet«, sagte sie und bemühte sich, weiter mit sanfter Stimme zu sprechen. »Eine Gruppe von Mädchen hat Raven umringt und sie unfreundlich angegangen – um Ihren Ausdruck zu benutzen –, und als Raven aufgestanden ist, um zu gehen, hat sie ihr Tablett versehentlich oder absichtlich umgekippt und damit das Outfit einer Mitschülerin ruiniert. Ist das richtig?«

Raven nickte leicht. »Es war ein Versehen.«

Claudia war sich ziemlich sicher, dass dies kein Versehen gewesen war.

Sie wusste, dass Ravens Temperament einer Sturmflut glich, die gegen alles anbrandete, was sich ihr in den Weg stellte, um dann rasch abzuebben und in Bedauern umzuschlagen.

»So scheint's gewesen zu sein«, sagte der Rektor vernünftig. Er schien ein netter Mann zu sein, der versuchte, seine Arbeit zu tun.

»Sind die anderen Mädchen gerügt worden?«, fragte Claudia.

»Was gesagt wurde, ist unklar«, sagte der Rektor. »Deshalb ist's schwierig, diesen Punkt anzusprechen.«

»Okay«, sagte Claudia. Sie atmete kurz durch. »Wie geht's also weiter? Soll Raven bestraft werden?«

»Nun ... Heute ist Donnerstag«, sagte Rektor Blake. Er hatte gepflegte Hände mit langen, dünnen Fingern, einem goldenen Ehering und sauberen rosigen Fingernägeln. Die Hände sagten viel über einen Menschen aus. Er war bedächtig, vernünftig und versuchte, sich an die

Vorschriften zu halten. Jetzt faltete er die Hände auf der grünen Schreibunterlage.

»Ich werde Raven nicht vom Unterricht ausschließen, sie soll keinen Eintrag in ihre Akte bekommen. Ich schlage vor, dass sie den morgigen Tag freinimmt, damit wir am Montag gemeinsam einen Neuanfang versuchen können. Sie sollte darüber nachdenken, was passiert ist, und überlegen, wie sie besser hätte reagieren können. Vielleicht setzen wir für Montag ein Gespräch mit den Mädchen und ihren Eltern über bessere Konfliktbewältigung an. Wie klingt das?«

Tatsächlich klang das beschissen. »Einen Tag freinehmen« war ein Ausschluss vom Unterricht, auch wenn es keinen Aktenvermerk gab. Sie würde an diesem Gespräch teilnehmen müssen, während Raven uneinsichtig schmolte und Rektor Blake den gütigen Moderator spielte.

Diese *Clara* und ihre Eltern, *die Parkers*, würden die Geschädigten spielen, und *Claudia* und *Raven* würden als Outsider dastehen. Aber sie merkte, dass sie nickte.

*Claudia* wollte noch etwas sagen. Sie wollte sich bedanken und ihm versichern, sie werde dafür sorgen, dass *Raven* die Tragweite ihres Handelns begreife. Aber sie wollte auch verlangen, dass *Clara* über die Macht des gesprochenen Wortes belehrt wurde.

Stattdessen steckte ihr ein schwerer Seufzer im Hals, ein dicker Kloß aus Wut und Frustration und Traurigkeit. Sie fürchtete, sich nicht beherrschen zu können, wenn sie jetzt den Mund öffnete. Also nickte sie nur und stand auf. Sie spürte *Ravens* dunkle Augen auf sich. Nur ihre Tochter, vielleicht auch ihre Schwester, wusste, dass

Claudias Schweigen bedeutsamer war als lautes Schimpfen, das ebenfalls nicht ihre Art war.

»Miss Bishop?«, fragte Rektor Blake. Er starrte sie besorgt an. »Alles in Ordnung mit Ihnen?«

»Mir geht's gut«, brachte sie heraus. »Danke für Ihre Geduld mit Raven. Wir werden den Fall übers Wochenende besprechen, und er wird daheim natürlich Konsequenzen haben.«

Da! Sie war nicht in Tränen ausgebrochen. Konnte man sich eine verwundbarere Position vorstellen als die einer Alleinerziehenden, die mit ihrem unartigen Kind im Büro des Rektors saß? Wurde in Wirklichkeit nicht *sie* getadelt? Weil es schließlich ihre Schuld war, dass ihre Tochter sich nicht beherrschen konnte?

»Raven«, sagte sie. »Möchtest du Rektor Blake noch irgendwas sagen?«

»Tut mir leid«, sagte sie pflichtschuldig. »Ich hätte mich besser beherrschen müssen.«

Der Rektor lächelte herzlich. »Man muss eine Persönlichkeit sein, um einzugestehen, dass man falsch gehandelt hat. Das ist ein guter Start, denke ich. Schreib mir übers Wochenende eine E-Mail, okay? Mit deinen Überlegungen?«

Raven nickte. »Wird gemacht.«

Als ihre Tochter aufstand, legte Claudia einen Arm um ihre schmalen Schultern, drückte sie leicht und zog sie mit sich aus dem Raum.

Claudia stand neben Ravens Spind, während diese ihre Habseligkeiten – iPad, Ordner, schmutzige Sportkleidung – in ihren Rucksack stopfte. Claudia hasste

Schulen – die hässlichen Lampen, die Gerüche aus der Cafeteria, Turnstunden und die erbärmliche soziale Hierarchie, in der Aussehen und Sporterfolge mehr zählten als Intelligenz und Charakter (als ob sich *das* jemals ändern würde). Der Mief auf dem Flur – was war das nur für ein Geruch? – brachte alle Erinnerungen lebhaft zurück.

»Es war nicht meine Schuld«, sagte Raven und knallte ihre Spindtür zu.

»Das ist's nie, was?«, fragte Claudia.

Dieser Blick, diese dunklen Augen in elfenbeinweißer Haut. Diese rosigen vollen Lippen und die absurd langen Wimpern. Ravens Schönheit war schockierend in ihrer Intensität, durch Ravens völlige Nonchalance ihrem Aussehen gegenüber. *Dieses Mädchen müssen wir in eine Burka stecken*, hatte Martha gescherzt. *Mit dieser Figur? Bei einer 15-Jährigen? Das sollte illegal sein.*

Zum Glück wurde Ravens Schönheit durch ihr jugenhaftes Benehmen abgemildert. Sie *trottete*. Hätte Claudia nicht darauf bestanden, dass sie duschte und sich die Haare büstete, hätte das Mädchen die meiste Zeit leicht verwahrlost gewirkt. Und trotzdem starrten alle Männer und alle Jungs mit demselben dümmlichen Gesichtsausdruck, großen Augen und einem lüsternen Lächeln auf ihren Gesichtern, ob jung oder alt. Raven *sah* sie nicht einmal. Claudia gewöhnte sich an, Pfefferspray in ihrer Umhängetasche zu haben. *Sie ist ein Baby!*, hätte sie am liebsten gekreischt. *Starrt sie nicht so an!*

Claudia wusste, dass sie noch immer eine ziemlich attraktive Frau war, die in jüngeren Jahren ziemlich heiß gewesen war – blond und lebhaft, mit glitzernden

blauen Augen. Nie mager, nie eine dieser spindeldürren Patrizierfrauen, die sie immer bewundert hatte. Sie war mollig und kurvenreich, nie unter Größe 42, manchmal auch mehr, wenn sie nicht auf *jeden gottverdammten Bissen* achtete, den sie in den Mund steckte. Trotzdem hatten ihr die Männer immer hinterhergesehen.

Aber sie hatte niemals auch nur entfernt wie Raven ausgesehen: eine Prinzessin, eine Fee, eine Sirene, für die Männer Burgen erstürmten und Drachen besiegten und glücklich sterbend an Klippen zerschellten. Verstörender war jedoch die Art und Weise, wie Frauen Raven betrachteten – mit blankem Hass, offenem Neid. Sie wussten, mit welchen Vorzügen sie ganz ohne eigenes Zutun gesegnet war. Das Mädchen hatte in irgendeiner genetischen Lotterie das große Los gezogen. Aber wusste jemand wirklich, wie einsam das machte? Wie gefährlich das war? Zweifellos gehörte es zu den Gründen, aus denen Raven von den anderen Mädchen in ihrer Klasse angefeindet wurde.

»Mom!« War es nur Raven, die in diese einzelne Silbe solchen Ärger legen konnte? »Du tust's schon wieder.«

»Sorry.« Abdriften, sich in eigenen Gedanken verlieren, geistesabwesend sein. Ihre Tochter behauptete, Claudia tue das *dauernd*. Gottbewahre ... Eine Mutter hatte doch kein eigenes Gefühlsleben.

»Was hat sie gesagt?«, fragte Claudia, als sie das Gebäude verließen und zu ihrem Wagen gingen. Sie legte ihrer Tochter erneut einen Arm um die Schultern und zog sie enger an sich. Und das Mädchen lehnte sich etwas gegen sie, ging im Gleichschritt mit ihr.

Raven schüttelte den Kopf. »Unwichtig.«

Und vielleicht hatte Raven recht. Was Clara gesagt hatte, spielte keine Rolle. Entscheidend war – wie schon zuvor in der City –, dass Raven ihr Mundwerk, ihr Temperament nicht beherrschen konnte. Das Problem hatte einen Namen: Impulskontrolle.

Sie stiegen in den klapprigen alten Ford Pick-up, fast ein Oldtimer, noch immer ein Arbeitspferd, das sie für ihr Projekt brauchte – ein Fahrzeug, bei dem sie nicht auf Kratzer oder Dellen achten musste, das schwere Lasten transportieren konnte.

»Ich hasse diesen Truck«, sagte Raven. Er unterschied sich allerdings himmelweit von dem Range Rover, den ihr Vater fuhr.

»Ich weiß«, sagte Claudia und fuhr aus der Schuleinfahrt auf die Straße nach Hause hinaus.

Claudia fand es immer komisch – nicht wirklich *komisch*, sondern interessant oder bemerkenswert –, wie ein einzelner Augenblick oder vielmehr eine Abfolge von Augenblicken ein ganzes Leben entgleisen lassen konnte. Da ist man unterwegs, hat ein Gleis für sich, fährt mit voller Geschwindigkeit. Man hat sein Ziel fest im Blick, und die Fahrt an sich ist auch nicht übel. Tatsächlich ist man mit dem ganzen Arrangement ziemlich zufrieden.

Und dann ein Ereignis oder eine Kette von Ereignissen ...

Vielleicht lenkt eine an Depressionen leidende Frau ihr Auto impulsiv auf die Gleise, sodass der Lokführer den Zug, in dem du als Pendler sitzt, nicht mehr rechtzeitig stoppen kann. Dein Pfad (und der des Lokführers und der übrigen Pendler) und ihrer kollidieren. Was ihr im Leben zugestoßen ist und was du in deinem

erlebt hast – alles, wo du geboren wurdest, wie du aufgewachsen bist, ob deine Eltern nett waren, ob du in der Schule gemobbt wurdest, dass die Veranlagung zu Depressionen nicht bei dir, sondern bei ihr ausgebrochen ist, hat euch im selben Augenblick an denselben Ort geführt, und dann ... RUMS!

Oder ein Windstoß entführt deinen Schal, und wer sollte ihn auffangen als dein zukünftiger Ehemann, der zufällig auf derselben Straße unterwegs ist? Genau in Richtung des in diesem Augenblick wehenden Windes, sodass er etwas Rotes an sich vorbeifliegen sieht, instinktiv danach greift, sich mit dem Schal in der Hand umdreht, deinem Blick begegnet ... und PENG! Liebe auf den ersten Blick. Solche Augenblicke – weniger dramatisch, aber ebenso bedeutsam – ereignen sich jeden Tag, dachte Claudia oft, aber fast niemand scheint zu bemerken, wie viele Dinge klappen oder schiefgehen müssen, damit sie sich ereignen können.

Es ist niemals nur eine Ursache, die zu einem tragischen Unfall führt, hatte sie einmal gelesen, auch wenn sie nicht mehr wusste, wo genau. Meistens waren es sieben Dinge – sieben Fehler oder Irrtümer oder Nachlässigkeiten. Analytierte man irgendeine Katastrophe – eine Ölpest, eine Entgleisung oder einen Flugzeugabsturz –, waren es im Allgemeinen sieben Dinge, die schiefgehen mussten, damit so was passieren konnte.

Claudia hatte viel Zeit damit verbracht, über diese Theorie nachzudenken, auch wenn das, was ihr zugestoßen war, sich kaum als Unfall einordnen ließ. Vor allem in dunkleren Augenblicken wie diesem, wenn sie die Klugheit fast aller ihrer Entscheidungen seit der damaligen Nacht

anzweifelte. Es war auf seltsame Weise tröstlich, zurückzublicken und zu denken, wenn sie nur eines dieser Dinge verändert hätte, könnte sie noch in dem imaginären Zug sitzend in die richtige Richtung unterwegs sein.

Die erste Sache war, dass Ayers, jetzt ihr Ex-Mann, in Midtown hatte leben wollen, weil sie beide dort arbeiteten. Aber sie liebte den Stadtteil East Village, hatte ihn als Studentin lieb gewonnen. Dort gab es das Yaffa Café und Müll und Varietés und St. Marks Books. Es gab noch Schmutzdecken, auch wenn alles jetzt sehr stylish war und die meisten der wundervollen Lokale aufgegeben hatten oder vor der Schließung standen. Und das dortige Leben war schon damals sehr teuer gewesen. Aber sie hatte eine kleine Wohnung, die sie liebte, in der 5th Street gefunden. Nach hinten hinaus gab es einen winzigen Garten, der an eine Kirche mit altem Friedhof grenzte, und die Fenster ließen sich öffnen. Das war etwas ganz anderes als das Apartment, das Ayers sich in Midtown vorstellte: ein Wohnturm mit Doorman und Klimaanlage, ein blitzblanker Fitnessraum und freitags gesellige Drinks auf der Sonnenterrasse.

Ayers war kein Freund von Schmutzdecken. Aber er ließ Claudia ihren Willen, weil das seine Art war. Er stellte seine Wünsche und Bedürfnisse zugunsten von Claudias zurück. Ein guter Mann, ein zärtlicher Gatte, von dem sie gleich wusste, dass er ein liebevoller Vater sein würde.

Die Fenster nach hinten hinaus waren vergittert, natürlich waren sie das. Dies war East Village, und auch wenn New York City flächendeckend gentrifiziert war, brachen Junkies noch immer ein und plünderten Wohnungen

aus, wenn man keine Fenstergitter hatte. Also ließen sie welche einbauen, obwohl sie Ayers deprimierten. Er liebte unvergitterte Stadtansichten. Es waren *hübsche* Gitter mit Efeuranken aus weiß gestrichenem Schmiedeeisen, die sich wie Fenstertüren öffnen ließen. Claudia war schrecklich nachlässig, wenn es darum ging, sie zu schließen und zu verriegeln. Sie vergaß es manchmal. Das war Nummer zwei.

Sie waren seit einem Jahr verheiratet und versuchten, ein Baby zu bekommen. Aber nicht auf die traurige, verzweifelte Art so vieler Leute.

Mehr ein unbekümmertes Herumvögeln ohne Verhütung, weil wir – zwinker, zwinker – *ein Baby bekommen möchten*. Das versuchten sie seit ungefähr acht Monaten, ohne dass Claudia schwanger geworden wäre. *Aber hey*, sagte Ayers, *der Weg ist das Ziel! Jetzt zieh deinen Slip aus, du kleine Nutte*.

Weil sie ein Glas Prosecco getrunken hatten, wurde Ayers ausgelassen. Dann alberten sie herum, was zu einem Quickie mit zu den Knöcheln heruntergezogenem Slip und hochgeschobenem Rock führte, bei dem er sie über die Couch gebeugt von hinten nahm. So waren sie zu spät dran für ihre Verabredung mit seinen Eltern im Café des Artistes. Sie ging in ihrem reizenden Duplex-Apartment nicht wieder nach oben, sondern benutzte nur die kleine Toilette neben der Küche, legte Lippenstift auf und steckte ihr Haar nachlässig hoch. Sie kam sich unartig und schmutzig vor – und liebte dieses Gefühl, weil ihre Schwiegermutter so etepetete war. Weder Claudia noch Ayers gingen ins Schlafzimmer zurück, um die Fenstergitter zu schließen. Das war Nummer drei.

Claudia und ihre Schwiegermutter waren in fast allen Dingen gegensätzlich, was vermutlich der Grund dafür war, dass sie gut miteinander auskamen. Claudia bewunderte Sophies reserviertes, immer stylisches, cooles (nicht kaltes, aber unerschütterliches) Auftreten. Und Claudia erappte Sophie oft dabei, dass sie ihr zulächelte, wenn sie drauflosschwatzte oder überschwänglich oder leidenschaftlich wurde. War Sophie gestärktes Leinen, war Claudia eine Kri-noline. War Sophie Kräuselkrepp, war Claudia Pailletten. Das funktionierte. Und ihr Schwiegervater Chuck war ein Bär von einem Mann, stets liebenswürdig, mit zerzaustem Haar, herzhaftem Appetit und dröhnendem Lachen, das explosiv aus ihm hervorbrach.

Nach dem Abendessen versuchte Claudia, alle zu einem letzten Drink zu überreden. Aber Ayers sagte, er sei müde, habe in aller Frühe eine Besprechung und wolle vorher noch ins Fitnessstudio. Das war Nummer vier.

Sie war betrunken. Nein, nicht *betrunken*. Beschwipst. Natürlich nicht kotzend, stolpernd, hässlich betrunken – das niemals. Aber sie war aufgekratzt, übertrieben heiter, albern, EZV war der Code, den Claudia und ihre Freun-dinnen dafür benutzten. Einer. Zu. Viel. Mit EZV konnte man weinerlich werden, seinen Freunden versichern, wie sehr man sie liebe, auffällig laut lachen oder hingebungs-voll tanzen – auch wenn man eine miserable Tänzerin war. Was in den meisten Fällen in Ordnung war. Viel-leicht nicht gerade in Anwesenheit der Schwiegereltern.

Jeden weiteren Drink würde man jedoch bereuen. Noch einer, dann war morgen ein schlechter Tag. Viel-leicht war das der wahre Grund dafür, dass Ayers nach Hause wollte. Weil es für seine Mutter Grenzen gab.

Gestärktes Leinen bekam schreckliche Falten. Einer Krinoline sah man nie an, ob sie zu lange oder zu fest umarmt worden war. *Ich liebe meine Mutter*, sagte Ayers oft, als wäre diese Feststellung nötig. *Aber ich erinnere mich aus meiner Kindheit, dass sie nie viel Geduld für Zuneigung hatte.* Claudia hatte keine Ahnung, was das heißen sollte. Wieso brauchte man für Zuneigung Geduld? Sie selbst war der roten Linie vielleicht schon zu nahe gekommen; es hatte viele Umarmungen und Liebenswürdigkeiten gegeben (von Claudias Seite), und Sophie hatte sich vielleicht etwas versteift. Hätte Claudia nicht EZV intus gehabt, wäre ihr gleich beim Heimkommen aufgefallen, was sie erst später bemerkten: dass in der Küche Licht brannte, was beim Weggehen nicht der Fall gewesen war. Dass ein Mantel von einem der Garderobenhaken unter der Treppe auf dem Fußboden lag. Ohne EZV hätte sie diese Dinge sehen und die Wahrheit erkennen können, bevor es zu spät war. In ihrer Wohnung war jemand. Das war Nummer fünf.

Ayers war noch draußen, und Claudia kam allein in das Apartment. Claudia hatte sich Mrs. Swansons, ihrer greisen Vermieterin, angenommen. Das bedeutete, dass sie ihr oft Ayers auslieh. *Oh, dabei hilft Ayers Ihnen. Nicht wahr, Liebster?* Sie halfen ihr bei Kleinigkeiten – Glühbirnen auszuwechseln oder Mitten, ihrer getigerten Katze, tote Mäuse abzunehmen. Beim Einkaufen nahm Claudia oft Brot, Eier und fettarme Milch mit und lieferte sie auf dem Weg nach oben ab. Im Allgemeinen kam Mrs. Swansons Tochter Ashley vorbei, um den Müll hinauszutragen. Aber Ashley hatte an diesem Tag eine Grippe, deshalb hatte Ayers sich bereit erklärt, sie zu

vertreten. Genau das tat er jetzt. Deshalb betrat Claudia die Wohnung allein. Das war Nummer sechs.

Die schmale Duplex-Treppe hinaufstolpernd nahm sie einen unbekanntes Geruch wahr. Leicht moschusartig. Aber sie achtete nicht weiter darauf. Dies war einer der Gründe, weshalb sie in East Village in einem Apartment leben wollte, dessen Fenster sich öffnen ließen. Die Stadt hatte einen typischen Geruch, vor allem im Sommer. Und sie roch nicht nur nach Müll und Obdachlosen und Hundepisse. Dazu kamen Düfte von Blumen und Bäumen, aus Bäckereien und guten Restaurants, von Gummi und heißem Asphalt, die den undefinierbaren New-York-Geruch ausmachten. Und den konnte man in Midtown nicht riechen. Beim Eintreten fragte sie sich geistesabwesend – ja, das tat sie schon damals –, ob sie vergessen hatte, das Fenster zu schließen. War sie Sophie gegenüber zu überschwänglich gewesen? Hatte Ayers sich ihretwegen geniert? Vielleicht hätte sie nicht von ihrer Freundin Misha erzählen sollen, die ihre üppige Achselbehaarung vor Kurzem neongrün gefärbt hatte und sich einen Spaß daraus machte, sie bei jeder Gelegenheit zu zeigen. Ihre Geistesabwesenheit hinderte sie oft daran, Dinge zu sehen, die sie unmittelbar vor sich hatte. Das war Nummer sieben.

Viele Frauen können sich später an nichts erinnern, hatte ihre Ärztin ihr erklärt. Und das musste eine wundervolle Gnade sein. Denn Claudia *erinnerte* sich. An jede Sekunde mit Schlägen, Quetschen und Würgen ab dem Augenblick, in dem er aus dem Schlafzimmer trat, sie an den Haaren packte und hineinzerterte, bevor er die Tür schloss und abspernte. An jede Einzelheit seines

Gesichts: die dunklen Augen, die Bartstoppeln, die Narbe am Kinn, der schlechte Mundgeruch, die Verfärbungen an seinen Zähnen. Er boxte ihr mit geballter Faust ins Gesicht – ein so vernichtend brutaler Schlag, dass sie weiße Sterne vor den Augen hatte und der Schmerz von Oberkiefer und Nasensattel bis zum Schädeldach hinaufzuckte, als ihr Kopf nach hinten flog.

Sie kämpfte verzweifelt um Orientierung. Nein, nein, dies passierte nicht. Konnte nicht passieren. Er legte einen Arm quer über ihre Kehle und drückte ihr die Luft ab. Sie konnte nicht atmen, also konnte sie nicht schreien. Komisch, wie das funktionierte. Darauf wäre sie nicht gekommen.

Keine Luft, kein Laut. Sie wand sich stumm. Völlig machtlos gegen seine weit, weit überlegene Stärke. Dabei trainierte sie Kickboxen! Sie hatte feste, kräftige Beine mit sportlichen Waden, die *nie* in diese eleganten hohen Stiefel passten, die sie so bewunderte. Sie war größer als Ayers – deshalb gab es kein hübsches Video davon, wie er Claudia über die Schwelle trug. Sie lieferten sich oft spielerische Ringkämpfe. Er war kräftig, Ayers, aber nicht so stark wie dieser Mann. Sie konnte sich nicht bewegen. Sie war hilflos wie ein Kind. Seine Augen. Die waren ausdruckslos, völlig ausdruckslos. Er *sah* sie nicht, sie war gar nicht *da*. Er drang in sie ein, ein grausames, reißendes Hineinstoßen. Die Vergewaltigung. Sie war unaussprechlich, nicht zu begreifen. Und die Schmerzen: ein schreckliches Reißen und Brennen. Ein, zwei, drei Stöße. Er schloss die Augen, als ihn ein Schauer durchlief – Ejakulation, nicht Vergnügen –, und war fertig. Er schlug ihr noch mal ins Gesicht.

*Hör auf, mich anzuglotzen!* Ein harter Schlag gegen ihren Wangenknochen.

Sie sank zurück, und er trat sie brutal in die Rippen. Sie musste sich auf dem Boden liegend übergeben und schaffte es, sich gedemütigt zu fühlen, obwohl er bereits fort war – durch das Fenster hinaus, das einen hübschen Blick auf Mrs. Swansons Garten und den Friedhof bot. Dann verlor sie das Bewusstsein. Als Nächstes erinnerte sie sich daran, dass die Tür gewaltsam geöffnet wurde. Nicht von Ayers, sondern von einem uniformierten Cop. Wieso nicht von Ayers? Warum war er nicht der Erste, der durch diese Tür kam?

»Jesus!«, sagte der junge Cop. Claudia spürte den Drang, sich dafür zu entschuldigen, dass sie sich übergeben hatte. Verrückt, nicht wahr? Dann war sie wieder weggetreten.

Zwei Wochen später erfuhr sie, dass sie schwanger war. Kein HIV, keine sonstigen sexuell übertragbaren Krankheiten. Die Vaterschaft hätte sich *in vitro* feststellen lassen, aber der Test war invasiv und konnte den Fötus schädigen. Diese Frage entschieden sie gemeinsam. Sie *glaubte*, sie hätten *gemeinsam* beschlossen (obwohl Ayers später behaupten würde, ihm sei es in erster Linie um Claudia gegangen, er habe nur ihr Bestes im Sinn gehabt), das nicht wissen zu wollen. Unabhängig von seiner Zeugung war ein Baby ein Geschenk. Oder etwa nicht? Sie würden dieses Kind lieben. Sie würden *nie* versuchen, die Vaterschaftsfrage zu klären. Sie würden das Baby unter allen Umständen als ihr eigenes aufziehen.

*Tu's nicht*, hatte Martha ihr geraten. *Du weißt nicht, was du empfinden wirst. Das ist dem Kind gegenüber nicht fair.*



<https://lisaunger.com/>

Lisa Unger (auf dem Foto mit ihren Autorenkollegen Stephen King und John Grisham) ist die internationale Bestsellerautorin von mehr als 20 Romanen, die bereits in 33 Sprachen veröffentlicht und weltweit millionenfach verkauft wurden. Sie schreibt vorwiegend Psychothriller und gilt als Meisterin der Spannung.

Lisa wurde in Connecticut geboren und wuchs in den USA, England und in den Niederlanden auf. Heute lebt sie mit ihrer Familie an der Westküste Floridas.

Infos, eBook & Leseprobe:  
[www.Festa-Verlag.de](http://www.Festa-Verlag.de)